

«Messe von Bolsena» vergleicht. Da man jetzt Elsheimer's «Kreuzaltar» in seiner Komplexität zu sehen beginnt, zeigt sich, von welcher geistigen Kraft dieser Künstler war und wie sehr man ihm sowohl mit der deutsch-national gemeinten Titulierung «Maler-Poet» als auch mit der blossen Bewunderung seines erzählerischen Realismus Unrecht getan hat. Elsheimer gehört zu den nicht zahlreichen denkenden Malern. Sein stüpfendes Pinselhandwerk übersteigt Virtuosität, weil — wie in aller grossen Kunst — jeder Strich und Tupfer unmittelbarer Such- und Gedankeninhalt wird.

In Elsheimer's Entwicklung bezeichnet der «Kreuzaltar» die Erarbeitung des ihm Eigensten. Vorangegangene Frankfurter Malerschule zeigt sich noch in Landschaftselementen. Von den Kunstlebensbedingungen in Venedig zeugen deutlich die eine Ausgräber mit Spaten (genau ebenfalls aus Tintoretto's «Kreuzaufrichtung»); Rubens erinnerte sich in der eingangs erwähnten St.-Helena-Kapelle der gleichen Kraftakte und die von Sansovino inspirierte Fides-Statue.

Frömmigkeit eines Laien

Zur Gebetspraxis des Nikolaus von Flüe

Von Peter Ochsenbein

Nikolaus von Flüe, der sich im Herbst 1467 als fünfzigjähriger Familienvater von seiner Frau Dorothee und den zehn Kindern zurückzog, um in der Melchschlucht, im Ranft, kaum dreihundert Meter von seinem Wohnhaus entfernt, ein Eremitenleben zu führen, ist bekanntlich schon zu seinen Lebzeiten berühmt geworden. Was ihm so frühzeitig den Ruf «eines lebenden Heiligen» einbrachte, war seine auch von kirchlicher Seite bestatigte Nahrungslosigkeit, für die wundersüchtige Zeit eine Sensation ersten Ranges. Der Spanheimer Abt Johannes Trithemius schrieb 1486, ein Jahr vor dem Tod des Obwaldner Eremiten: «Ich glaube, es lebt kein Mensch in Deutschland, der die Kunde dieses Wunders nicht vernommen hat.» Im krassen Gegensatz zu diesem frühen und auch nach dem Tod nie abbrechenden Ruhm und den damit verbundenen zahlreichen Zeugnissen steht die kleine Zahl an überlieferten Hinweisen, die einermassen zuverlässig über seine Lebensgewohnheiten berichten, und das heisst für seine zwanzigjährige Ranftzeit: die sein Frömmigkeitsleben nachzeichnen, seine tägliche Askese beschreiben, seine Gebetsübungen nennen.

Bruder Klaus scheint zwar ratsuchenden Pilgern öfters Lebenshilfe mitgegeben zu haben; über sein persönliches Innenleben sprach er nur wenig. Verschiedene Mystiker haben ihre Erfahrungen auf dem asketischen Weg zu Gott hin entweder selber niedergeschrieben oder einem geistlichen Berater anvertraut, der sie literarisch fixierte. Bruder Klaus tat weder das eine, noch veranlasste er das andere; er konnte vermutlich gar nicht schreiben, und Geistliche hat er — abgesehen vielleicht bei einzelnen seiner Visionen — nie als Sprachrohr seiner privaten Frömmigkeit benutzt, obgleich er doch, wie seine beiden Briefe an die Räte von Konstanz und Bern (1482) zeigen, mit Schreibern umzugehen wusste und ihnen seine politischen Ratschläge an die Magistraten diktieren konnte. Die wenigen Hinweise auf seine religiösen Lebensgewohnheiten stammen somit aus der Feder von Drittpersonen. Neueres Schrifttum zu Bruder Klaus, erbauliches wie teilweise auch solches mit wissenschaftlichem Anspruch, hat diese Zeugnisse öfters etwas unkritisch hingenommen und sie zu wenig auf ihren zeitgebundenen Gehalt befragt. Wo heutige Forschung nach dem monumental (in den äusseren Fakten kaum revidierbaren) Quellenwerk von Robert Durrer (1917–21) gewisse Schritte erzielen kann, liegen sie in einer vertieften Interpretation der vorhandenen Dokumente, in ihrer Konfrontation mit neuen Erkenntnissen zur Spiritualität des Spätmittelalters.

ILLITERAT

Grundlegend für die Problematik zum Gebets- und Frömmigkeitsleben des Obwaldner Eremiten ist die Frage nach seiner Bildung. Die ältesten Zeugnisse lassen darüber keinen Zweifel. Der Hallenser Hans von Waldheim, der den Heiligen 1474 besuchte, notierte in sein Reisetagebuch: «Bruder Claus ist ein purer leye, der kan nicht lesen», und Heinrich Wölfflin, der Biograph, schrieb: «Obwohl Nikolaus keine Kenntnis der Buchstaben hatte, pflegte er doch aus der Wissenschaft, die ihm von oben eingegeben war, auch gelehrte Leute häufig von der Unkenntnis geheimer Dinge zu erlösen.» Ob man die beiden Aussagen im strikten Sinne zu verstehen und des Trithemius Charakterisierung «litterarum penitus ignarus» mit «des Lesens und Schreibens völlig unkundig» zu übersetzen hat, bleibt allerdings bei der hohen Stellung des Sachsler Bauern in Gericht und Rat ungewiss. Möglicherweise hat er bereits in seiner weltzugewandten Zeit oder dann später im Ranft mit Hilfe eines Geistlichen etwas lesen, eher wohl nur buchstabieren gelernt. Für persönliche Lektüre reichte dies jedoch kaum aus. Schulbildung besass der Illiterat mit gesundem Verstand» (Heinrich Stirnimann) sicher keine. Lateinisch, die Sprache der Gelehrten und der kirchlichen Liturgie, verstand er nicht oder jedenfalls nur so weit, als es Formeln und Gebete waren, die zuweilen der Pfarrer in der Sonntagspredigt verdeutschte und erklärte.

Als Venus-Statue hatte Elsheimer sie in Rom gesehen; aus diesem Bild (nun in Konstanz) stammt auch der an einer Säule hochkletternde Knabe Raffaelschen Ursprungs. In Rom schlugen nun neue Einsichten durch, am schiedendsten die Grossheit der Originalen Raffaels. In den vatikanischen Stenzen sah Elsheimer, dass es in einer Komposition keine Unzulänglichkeiten gibt. Alles muss sich ohne unnötige Umstände zu einer einzigen, zusammenhängenden Bildformulierung kristallisieren. So stiegen die beiden sich (wie Raffaels «Parnass» oder aneinanderschmiegenden Mädchen) der «Kreuzerprobung» nicht mehr als Begleitfiguren wären (als was sie im «Kreuzaltar» ja zweimal vorkommen), tragen sie doch durch ihre individuelle, einfühlbare Wirklichkeit zur wirksamen Wahrnehmlichkeit der Bildszene bei. Und eben daraus beziehen Elsheimer's kleinformatige Tafelchen ihre künstlerische Grösse.

Während die ältesten Zeugnisse seinen Bildungsgrad einermassen zutreffend einschätzen, haben ihn spätere Autoren, selbst noch so unseres Jahrhunderts, masslos überschätzt. 1971 veröffentlichte Ulrich Wittwiler, der nachmalige Einsiedler Abt, im Anhang seiner Bruderklaus-Biographie «Christliche Lehrsprüche», die Nikolaus selber verfasst haben soll. Petrus Canisius liess 1585/86 in Freiburg i. Ue. ein deutsches Gebetsbüchlein drucken. Sämtliche darin enthaltenen Gebete, so behauptet der Jesuit in der Vorrede, stammten aus der Feder des Obwaldner Eremiten, der sie «ohn Zweifel mit grosser Andacht und Frucht bey Tag und Nacht oft gebraucht habe». Neueste Forschung kann mit Hilfe von Parallelüberlieferung zeigen, dass einzelne dieser Gebete nicht nur älter sind als ihr angeblicher Verfasser, sondern dass sie zudem im 15. Jahrhundert ausserordentlich geschätzt und in zahlreichen Gebetbüchern gedruckt, verbreitet waren. So erweisen sich etwa die «92 Betrachtungen», der Haupttext des Canisius-Gebetsbüchleins, als eine verkürzte Redaktion des «Grossen Gebets der Eidgenossen», einer seit dem 16. Jahrhundert vornehmlich im alten Lande Schwyz gepflegten Gemeinschaftsandacht. Mit Ausnahme des noch heute viel gebrauchten «gewöhnlich bet» («Mein Herr und mein Gott, nimm alles von mir...»), das der Heilige vielleicht mit Hilfe überkommener Gebetsmuster formuliert hat und das sich schon wenige Jahre nach seinem Tod in verschiedenen Handschriften als sein «täglich gebet» nachweisen lässt, dürfte kein einziger ihm zugeschriebener Gebetstext von ihm stammen. Ob diese Privatorationen gekannt und — wohl auswendig — für sich rezitiert hat, bleibt eine andere, kaum mehr beantwortbare Frage.

Ein des Lesens und Schreibens unkundiger Laie konnte einige wenige Gebete auswendig, das Vaterunser, dann das seit dem 11. Jahrhundert aufkommende, zur Zeit des Bruder Klaus allgemein verbreitete «Ave Maria», also die «Gegrüsst seist du, Maria» (ohne die heutige Schlussbitte, die erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts üblich wird), schliesslich das apostolische Glaubensbekenntnis. Diese drei Gebete gehörten zum Grundbestand des einfachsten katechetischen Unterrichts. Da der gesamte liturgische Gottesdienst lateinisch war (mit Ausnahme der Predigt, der sich anschliessenden Katechese und der sogenannten Offenen Schuld) und da selbst die Prozessionen, Nachmittags- und Abendandachten in dieser Kirchensprache abgehalten wurden, konnten aktivere Laien sicher auch einzelne lateinische Gebetstexte auswendig, so etwa das «Salve Regina», das in der Salve-Andacht am frühen Abend gesungen wurde. Neben diesen offiziell kirchlichen, also liturgischen Orationen waren einem leseunkundigen Laien auch einzelne Privatgebete vertraut: ein oder zwei Morgen- und Abendgebete, meist als Empfehlung in den Schutz Gottes und der Heiligen formuliert, vielleicht auch wenige kürzere Marien- und Passionsgebete.

PATER NOSTER, AVE MARIA

Einem Laien, der kein Privatgebetbuch besass (und das traf für mehr als neunzig Prozent der Landbevölkerung zu), stand somit eine sehr bescheidene Auswahl von Gebetstexten für seine persönliche private Andacht zur Verfügung. Wer mehr als das von der Kirche geforderte tägliche Mindestmass beten wollte — ein Vaterunser, ein Ave Maria —, der behalf sich meist damit, dass er seine Gebete mehrmals nacheinander betete. Vaterunser und Ave Maria wurden so zu Reihen- oder Wiederholungsgebeten. Diese einfache Praxis, das Herrengebet und den englischen Gruss wiederholend abzubeten — bis zu 50mal, 150mal oder gar mehrere 100mal täglich —, hatten bereits die ungebildeten Brüder in den Mönchsorden und später die Mitglieder der Drittrorden übernommen. Pater-noster und Ave Maria wurden ihnen Ersatz für die Psalmen, die bekanntlich den Hauptanteil des kirchlichen Stundengebets bilden. Das ständige wiederholende Abbeten immer gleicher Gebete wurde zudem durch den Umstand begünstigt, dass das Beten im Verlauf des Frühmittelalters

immer stärker zu einem Leistungsprinzip erhoben wurde. Orales Beten an sich war schon ein Gott gefälliges Werk, die Quantität des Rezitierten wurde wichtiger als dessen Qualität.

Auch für Bruder Klaus dürfte dieses stundenlange Abbeten von Vaterunser und Ave Maria zunächst wohl die wichtigste Gebetspraxis gewesen sein. Sein Sohn Hans bezeugt im Sachsler Kirchenbuch von 1488, der Vater habe, als er noch bei seiner Familie lebte, öfters die ganze Nacht hindurch in der Stube gebetet: «Am abent ist er allweg mit innen, sinem hussvolk, nidergangen, aber alle nacht, wen er [nämlich Hans] ye erwacht, so hortte er, das sin vatter wider uffgestanden was in der stuben by dem offen und bettet.» So wie Klaus als Familienvater die nächtliche Einsamkeit für sein stundenlanges Gebet suchte, so später in Ranft die völlige Abgeschiedenheit von neugierigen Pilgern. Albrecht von Bonstetten berichtet 1478: «All tag und sunder zuo summerzeit gat er uss siner zell in ein hüly uff dry stunt, da sin gebett volbringende.» Und über die Form und Intention seines Betens schreibt der bereits zitierte Ulrich Wittwiler: «War auch sein gewonheit, für die christglaubigen seelen gar fleissig got zu bitten, wann er das vatter unser und ave Maria gesprochen, wie er dann baide stuck allzeyt pflegt bey eyinander zu setzen und darbey der christglaubigen seelen sonderliche gedechtnuss zu halten.»

Bruder Klaus betete — hier dürfte Wittwiler recht haben — das Vaterunser und den englischen Gruss wohl stets als eine Einheit, so wie das seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert bei privater Andacht üblich war. Der Einsiedler Mönch nennt gleich auch die Intention dieses Betens. Es ist das Armen-Seelen-Gedenken, das tatsächlich im ausgehenden 15. Jahrhundert in der Innerschweiz intensiv gepflegt wurde und das teilweise bis heute weiterlebt, etwa als «Fünfwunden-Andacht» an der Bahre Verstorbener, im Karfreitagsgottesdienst oder am Allerseelestag. Der Ritus, fünf Paternoster und Ave Maria zu Ehren der fünf Wunden Christi zu beten, ist in der vorreformatorischen Eidgenossenschaft bei verschiedener Gelegenheit bezeugt: bei Prozessionen in Notzeiten, in der Messe unmittelbar nach der Wandlung, beim Mittags- und Abendläuten, als Schlachtgebet vor und nach dem blutigen Treffen. Meistens beteten die Eidgenossen diese Reihengebete mit ausbreiteten Armen, d. h. in der Orantenhaltung, die bis ins Hochmittelalter auch für Laien die übliche war.

LEIDENS BETRACHTUNG

Das fast mechanisch-automatische Abbeten immer derselben Gebete kann eine innere Leere hervorrufen, wenn sich nicht dieses äussere (instrumentale) Rezitieren verbindet mit einem inneren (mentalen) Betrachten und Meditieren. Vermutlich hatte auch Nikolaus von Flüe eine Zeitlang Schwierigkeiten, die beiden Ebenen sinnvoll miteinander in Einklang zu bringen. So jedenfalls lässt sich vielleicht die Mitteilung deuten, die er 1465 einem unbekanntem Dominikaner über seine innere Entwicklung kurz vor seinem Rückzug in den Ranft machte. Er sei, so berichtet er ihm, in eine Bängstigung und Beschwerms geraten. Sein innig vertrauter Freund Heini Amgrund (damals Pfarrer von Kriens) habe ihm darauf verschiedene heilsame Ratschläge zur seelischen Gesundung vorgetragen, zuletzt die andächtige Betrachtung des Leidens Jesu Christi. Dieses beste und heilkräftigste Mittel sei ihm bis anhin unbekannt gewesen. «Da lehrte er mich die Abschnitte des Leidens unterscheiden durch die sieben kanonischen Stunden. Darauf hielt ich Einkehr in mich und begann die Uebung täglich zu erfüllen, in welcher ich aus Barmherzigkeit des Erlösers für meine Armut Fortschritte machte.»

Die Leidensgeschichte Jesu und die für die Zeit typische Passionsfrömmigkeit waren Nikolaus sicher schon vor der Unterweisung Amgrunds irgendwie bekannt. Das Martyrium des menschengewordenen Gottessohnes in all seiner Schmach und Qual wurde seit Bernhard von Clairvaux zu dem eigentlichen Hauptthema spätmittelalterlicher Spiritualität. Es galt für den Gläubigen die Passion empfindsam nachzuerleben, mit Christus und seiner Mutter mitzuleiden. Nur in solcher Compassio war wirkliche Imitatio Christi möglich. Eine heute in ihrer Überlieferung noch kaum absehbare Flut von Passionschriften erbaulich-empfindsamer Art entstand: Passionshistorien und -traktate, Privatgebete zu den einzelnen Stationen des Leidens, daneben auch Zusatzoffizien zur Passion, also lateinische (später auch in die Volkssprache übersetzte) zusätzliche Breviertexte zu den sieben für Kleriker und Mönche verpflichtenden liturgischen oder (wie es im Bericht des unbekanntem Dominikaners heisst) kanonischen Tagzeiten der Mette, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und Komplet. Mit allen diesen Passions-texten konnte nur vertraut werden, wer sie in einem Stundenbuch, Privatgebetbuch, einer Handschrift oder einem Fröhdruck lesen konnte. Bruder Klaus, von seiner Bildung und vor geschlossen, scheint dieses Schrifttum und vor allem die Praxis der Leidensbetrachtung vor der Belehrung durch Heini Amgrund weitgehend unbekannt gewesen zu sein. Was er als einfach-unbekannt bekommen hatte, war offenbar die Laie nicht bestimmte Methode oder Technik der Leidensbetrachtung. Diese dürfte in der ländlichen Innerschweiz nur eben in klerikalen und klösterlichen Kreisen stärker verbreitet gewesen sein.

Nun gab und gibt es je nach Bildung und Stufe in der religiösen Entwicklung eines Men-

schen verschiedene Methoden der Leidensbetrachtung. Heini Amgrund hat seinem illiteraten Freund eine einfache, allein durch das Gedächtnis gestützte Methode vermittelt. Das Spätmittelalter hatte die Passionsgeschichte in sieben Abschnitte aufgeteilt und sie den sieben liturgischen Horen zugeordnet. Die Passionsoffizien in den Stundenbüchern, aber auch viele lateinische und deutsche Privatandachten betrachten in ihren Gebeten zur Mette die Todesangst Christi am Oelberg und seine Gefangen-nahme, zur Prim seine Verurteilung; die Terz handelt von der Geisselung und Dornenkrönung, die Sext von der Kreuzigung, die Non vom Sterben am Kreuz, die Vesper hat die Kreuzabnahme zum Thema (das Wort «Vesperbild» erinnert noch an diese enge Verbindung von Tagzeit und Passionsabschnitt), die Komplet schliesslich betrauert die Grablegung. Heini Amgrund zeigte nun offensichtlich seinem Freund, wie dieser sein tägliches Gebet in sieben Tagzeiten aufteilen und worüber er jeweils beim Abbeten seiner Paternoster und Ave Maria meditieren konnte. Das orale Rezitieren der immer gleichen Gebete hatte nun durch die Zuweisung der einzelnen Passionsabschnitte eine geistige Stütze für das gleichzeitige innere Meditieren erhalten. Dass Bruder Klaus tatsächlich sein Gebet später im Ranft nach den sieben kanonischen Tagzeiten eingerichtet hatte, bezeugt sein erster Biograph Heinrich Gundelfingen: «Bei Tagesanbruch hat er schon sein Morgenlob begonnen, darauf widmete er sich der Betrachtung und verrichtete dann die Gebete zu den Tagzeiten der Prim, Terz, Sext, Non und Vesper.»

BILDMEDITATION

Neben dieser passionsbezogenen Meditationshilfe beim Abbeten von Reihengebeten scheint die Bildbetrachtung eine das Gebetsleben des Obwaldner Eremiten prägende Rolle gespielt zu haben. Der Bauer von Flüe ist bestimmt öfters zur nahe gelegenen Kapelle seines Namenspatrons (im heutigen St. Niklausen) gepilgert und hat hier, den eindrucksvollen heilsgeschichtlichen Freskenzyklus im Chor betrachtend, still gebetet. Bereits zu Lebzeiten des Eremiten war auch die 1469 geweihte Ranftkapelle mit Bildern ausgestattet. Wichtigstes Dokument hierfür ist das noch heute vorhandene Meditationsbild mit dem in Christus sichtbar gewordenen Antlitz Gottes in der Kreismitte und den sechs Strahlen und Medaillons. Alle diese Bilder waren Bruder Klausens eigentliches Gebetbuch, in das er sich, ohne die Buchstaben kennen zu müssen, vertiefen konnte. Das mit den Augen Geschaute war ihm zunächst Konzentrationshilfe für das scheinbar eintönige Lippengebet. Je tiefer er dank diesem unmittelbaren Sehen in das innerliche, vor allem gemüthliche, weniger wohl intellektuelle Meditieren hineingetragen wurde, um so mehr rückte das gleichzeitige labiale Rezitieren von Pater noster und Ave Maria in den Hintergrund, wurde es, wenn man so will, bloss noch Begleitmusik zu einer für uns nicht mehr hörbaren Melodie der Innerlichkeit. In diesem Durchbruch zu einem inneren Dialog mit Gott dürfte der Heilige dann im Verlauf seiner Gebetsübung das traditionelle Reihengebet aufgegeben haben. Allmählich gelangte er wohl zu ganz persönlich formulierten Lippengebeten. Es bleibt allerdings fraglich, wie weit diese kreativ höchste Stufe der Gebetspraxis als letztlich nicht beweisbare Vermutung dem Wunschenken unserer Zeit entspringt, die das individuell gestaltete Gebet höher bewertet als die vorgebildete und immer wieder rezitierte Oratio.

In einer der uns überlieferten Visionen des Bruder Klaus wird erzählt, dass ein Mensch — es ist der Obwaldner Heilige selber — nach durchwachter Nacht um Christi Leiden willen beim Einschlafen sich plötzlich in einen weiten Saal eines Palastes geführt sieht und dort einem Mann in priesterlicher Kleidung vorgestellt wird. Dieser dankt ihm aufs herzlichste dafür, dass er sich seines Sohnes in dessen Not angenommen. Denselben Dank empfängt er darauf von einer schönen Frau und schliesslich vom Sohne selbst. Er sieht dann, wie er selber ein weisses, rotbesprengetes Gewand trägt gleich wie der Sohn. Die Vision will zum Ausdruck bringen, wie angenehm Gott Vater, der Gottesmutter Maria und Christus selbst die Verehrung des Leidens Jesu ist. Das wahrhaftige Mitleiden, die *compassio als imitatio Christi*, gewinnt in der Vision symbolhafte Gestalt: Bruder Klaus trägt plötzlich das gleiche (vom Blut) besprengete Gewand wie der Gottessohn. Die zweifellos echte Vision macht deutlich, dass der Sachsler Heilige die Ratschläge Heini Amgrunds tatsächlich befolgt hat. Die «devota meditatio passionis Christi», die andächtige Betrachtung des Leidens Christi, war im Ranft, den er selber nach dem Bericht des unbekanntem Dominikaners «Ort seines Leidens» nannte, das eigentliche Hauptthema seines betenden Gedankens. Und es drängte ihn, die von seinem Freund empfangene und für ihn so wirksame Gebetspraxis seinen Mitmenschen weiterzugeben. In dem von ihm am 4. Dezember 1482 diktierten Brief ermahnt er den Berner Rat: «Ir sünd [sollt] auch das liden gottes in iuwren herten tragen, wan es ist des mōschen grōster trost an sim letzten end.»

Die Mitarbeiter dieser Beilage

- Dr. Reinhold Hohl, Kunsthistoriker, Magden AG.
- Dr. Peter Ochsenbein, Stiftsbibliothekar, St. Gallen.
- Fritz Thom, Theaterkritiker, London.
- Dr. Renate Wagner, Theaterhistorikerin, Wien.
- Dr. Christa Wiara-von Hertzberg, Romanistin, Tutzing/München.